

**Die Pröpstin
Dr. Christina-Maria Bammel**

Es gilt das gesprochene Wort!

**Predigt über Lk 18,31-43 im Gottesdienst am Sonntag Estomihi
in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin
23.02.2020**

Liebe Gemeinde,

manchmal kann man etwas zwei, drei Mal sagen, und trotzdem wird es nicht gehört. Und schon gar nicht verstanden. Jesus sagt zum dritten Mal, was ihm bevorstehen wird. Die Jünger hören, aber sie begreifen es nicht. Wie wenig sie begreifen, wird dreimal betont: Jesus nahm die Zwölf beiseite und sagte zu ihnen:

„Seht doch, wir ziehen jetzt hinauf nach Jerusalem. Dort wird alles in Erfüllung gehen, was die Propheten über den Menschensohn geschrieben haben: Er wird den Heiden ausgeliefert, die unser Land besetzt haben. Er wird verspottet, misshandelt und angespuckt werden. Sie werden ihn auspeitschen und töten. Aber am dritten Tag wird er vom Tod auferstehen.“

Die Zwölf begreifen kein Wort. Unklar ist es ihnen. Sie sind nun mal keine Hellseher. Auf dem Weg nach Jerusalem passieren sie Jericho. Eine Stadt unter dem Meeresspiegel: Dattel-Bäume, Granatapfelsaft, Kamele, Sonne satt. So kenne ich Jericho. Dort also in Jericho am Jordangraben sind die 12 mit Jesus unten angekommen. Dort ist Jesus am tiefsten Punkt, mit seinen Freunden. Von dort aus wird Jesus mit Jakobus, Petrus, Andreas und Philippus und allen anderen hinaufgehen in die Höhe - nach Jerusalem. 1000 Meter Höhenunterschied. 1000 Meter Höhenunterschied unter die Füße nehmen. Ich weiß nicht, wie viel Höhenunterschied Sie auf Wanderwegen für gewöhnlich schaffen. 1000 Meter finde ich viel. Und wenn die 12 mit Jesus dann angekommen sein werden, dann wird das Elend für Jesus erst so richtig beginnen. Zur schönsten Stadt, zum höchsten Punkt muss der Messias, um in dem, was er erleidet, schließlich ganz unten anzukommen. Ganz unten, wo die Geschlagenen und Gefolterten, Bespuckten und Eingesperrten sind. Jesus wird einer von ihnen. Wird hineinsinken in die Heillosigkeit des Hasses. Wird hineinfallen in den Graben der Wut derer, die blind sind vor Gewaltlust. Jesus wird tief hineinsinken in diesen Folterwahn, tiefer als der Jordangraben. Tief in die Finsternis, finster wie der Tod. Dort oben in Jerusalem. Jetzt aber erst Halt in Jericho. Dort trifft Jesus auf einen erblindeten Mann. Wie er da so am Wegrand hockt, beschreibt sich am besten mit Zeilen von Erich Kästner:

„Ohne Hoffnung, ohne Trauer / hält er seinen Kopf gesenkt.

Müde hockt er auf der Mauer./ Müde sitzt er da und denkt:

Wunder werden nicht geschehen. / Alles bleibt so, wie es war.

Wer nichts sieht, bleibt ungesehen. / Wer nichts sieht, ist unsichtbar.“⁴¹

Soweit Erich Kästner über den Blinden, das Elend eines Einzelnen. Entstanden ist das Gedicht 1931. Gewissermaßen eine Zeit voller Blindheit gegenüber der heraufziehenden Gefahr. Jedenfalls beschreibt Erich Kästner, wie in dieser schwarzen Nacht der Augen jener Mann die Schritte kommen und die Schritte gehen hört. Und wie sich der Blinde fragt: was das wohl für Menschen sind, die nicht stehen bleiben, warum niemandes Herz Grüße schickt. In Jericho hockt einer am Rand, übersehen, bettelnd. Diese Gedanken könnten seine Gedanken sein: Warum gehen alle vorbei, treten nicht näher, tun so, als wäre nichts geschehen? Warum ist das so, dass die, die nicht sehen, nicht gesehen werden? Abfinden will sich der Blinde in Jericho ganz unten, der Nicht-Gesehene, damit keinesfalls. Denn einer, Jesus, bleibt jetzt stehen, weil er den Schrei des Sitzenden hört. Dieser Schrei des Blinden ging durch Mark und Bein „Jesus, Davids Sohn, Erbarm dich meiner“. Ein Schrei, der später in der Geschichte unserer Kirche zur Liturgie geworden ist, den wir im Eingangsteil des Gottesdienstes immer singen: Kyrie eleison. Ein Hilferuf aus Not zum gesungenen Gebet geworden in unseren Gottesdiensten.

Jesus macht Station bei der Dunkelheit dieses blinden Mannes. Es wird eine Geschichte zum Stehenbleiben: Was willst du, was ich für dich tun soll? Fragt Jesus. Er sagt nicht: Wenn du einen Wunsch frei hättest, was wäre das. Die Sache geht tiefer: Die eine Sache, diese eine Sehnsucht, das tiefste Wollen, sprich es jetzt aus. Ruf es, schrei es. Die Antwort dessen, der an den Rand gedrückt wird von seinem Dorf, von der Gesellschaft, diese Antwort ist klar: „Dass ich sehen kann.“ Und Jesus sagte zu ihm: »Du sollst sehen können! Dein Glaube hat dich gerettet.« Sofort konnte der Mann vom Wegesrand sehen. Er tritt in eine neue Welt ein und geht von nun an mit Jesus mit. Wo gerade noch die Blindheit der Jünger Tatsache war, hat Jesus bei einem die Augen geöffnet zum Sehen einer neuen Welt. Keine Massenheilung, der Einzelne zählt!

„Ich kann es schwer aushalten, dass der Glaube die einen rettet, indem ihr sehnlichster Wunsch erfüllt wird, und die anderen rettet er nicht? Warum bekomme ich dann mein Augenlicht nicht zurück?“ Die das sagt, ist in den besten Jahren, wie man so schön sagt. Aber es sind nicht ihre besten Jahre. Sie ist durch schwere Krankheit fast vollständig erblindet. Regelmäßig kommt sie, begleitet von einer Assistenz, zum Gottesdienst. Die erblindete Frau hat so viel mehr verloren als nur das Augenlicht; auch ihre Selbständigkeit, ihren Beruf, ihren Stolz, sogar ihr Kind, das sie nicht allein groß ziehen kann mit diesen schweren Einschränkungen. „Und mein Glaube rettet mich also nicht?“ Die Frage hat sie mir einmal gestellt. Und diese Frage zu stellen, muss so wehgetan haben. Allemal besser, als sie immer wieder runterzuschlucken.

Wie viel Durchblick in ihrer bitteren Frage steckte, habe ich später begriffen. Auch die begriffsblinden Jünger werden erst viel später begreifen, und eben nicht dort in Jerusalem. Einer aber hat sofort gesehen und begriffen. Der Blinde am Wegrand hatte einen sehr eigenen, besonderen Durchblick. Er hat geblickt, dass nicht er die Bedingungen schafft für seine Heilwerden, sondern ein anderer. Blindes Vertrauen radikal. Das ja, aber nicht als Vorleistung. Jesus will keine Vorleistung. So klar sieht der Erblindete. Der Ruf aus Jericho zieht sich durch die Menschheitsgeschich-

te. Ich vertraue dir, lass mich sehen. Es gibt noch einen anderen Ruf, der aber etwas Verwandtes meint. Davon will ich kurz erzählen.

„Voy, voy, voy!“ – so rufen sich die blinden Fußballspieler auf dem besonders präparierten Fußballfeld zu. „Voy, voy, voy!“, - spanisch für ich komme, werde, gehe. Damit verständigen sich die blinden Spieler untereinander, geben sich auf diese Weise untereinander Abstand und Nähe an. „Voy, voy, voy!“, ich komme. Das Zurufen hilft dabei, sich miteinander zu verständigen, wo man gerade ist. Und nur die Torhüter dürfen über eine sogenannte normale Sehfähigkeit verfügen. Dann gibt es da noch die Guides. Die stehen hinter dem gegnerischen Tor und die Trainer stehen an den Banden, dirigieren mit Zurufen ihre Spieler. Ein Zusammenspiel von Sehen und Nichtsehen, also hören. So geht das beim Blindenfußball. Eins ist mal klar: Je besser die Beziehungen auf dem Platz unter hoch wachsam aufeinander hörenden Spielern, je tiefer das Vertrauen untereinander, desto stabiler die Selbständigkeit jedes einzelnen Spielers. Je mehr man aufeinander hört, desto leichter kommt man voran als Team und kann gemeinsam gewinnen. „Voy, voy, voy!“, ich komme, gehe, werde. So hört man es und der Ball rasselt – hörbar übrigens - über das Feld. Tor! Für mich sind diese rufenden und höchst hörsensiblen Fußballer ein sagenhaftes Beispiel von neu errungener Selbständigkeit bei großer Bereitschaft, aufeinander und zueinander eingestimmt zu sein, immer wieder miteinander abzugleichen, was man gerade wie wo tut. Verständigung ist alles, damit man sich vertrauen kann, blind vertrauen kann. Der 9-jährige Jona war einer von der rund halben Million erblindeter Menschen in Deutschland; ein Gen-Defekt hatte ihm das Augenlicht genommen. Als Jonas das erste Mal versuchte mitzuspielen beim Blindenfußball, kann er sein Glück nicht fassen. Bisher musste er immer draußen stehen, weil er störte, weil er einfach nicht dran bleiben konnte. Nun unter den neuen Bedingungen, bildet sich von Mal zu Mal ein besseres, immer enger vernetztes Team untereinander. „Voy, voy, voy!“. Ich komme, ich stelle mich, ich lasse mich herausfordern. Für so viel Sicht, wie nötig, ist gesorgt. Heute ist Jonas erwachsen, er würde gern die kommenden Generationen des Blindenfußballs mit trainieren. Seine Leidenschaft glüht noch wie am ersten Tag. Was ihn am meisten daran begeistert? Da antwortet er nur: „Naja, wir spielen mit einigen Sehenden zusammen. Ich glaube, die haben wir ganz gut eingebunden. Denn wir müssen doch die Sehenden ins Team holen, gerade nicht weil sie alles besser wissen oder können, sondern weil sie von uns lernen können. Wir sind inklusiv.“ Jonas klingt nach allem anderen als nach Fürsorgebedürftigkeit. Er klingt nach Selbstbewusstsein, nicht nur auf dem Spielfeld immer eng im Kontakt mit den Menschen um sich herum. Er klingt nach Durchblick. Jonas blickt, worauf es ankommt. Mag sein, die Blinden brauchen die Sehenden, zum Beispiel hinten am Tor. Aber insgesamt sind die Sehenden auch auf die Blinden angewiesen, wenn es darum geht, sich zurechtzufinden mit Aufgaben, die manchmal größer sind als wir selbst. Die vermeintlich Sehenden entdecken auf dem Fußballfeld eine neue Welt des Hinhörens, des hoch sensiblen Aufeinander Achtgebens. Auf Augenhöhe, wie man so schön sagt. Der an den Rand gestellte Junge Jonas von damals ist zum Teamspieler heute geworden und öffnet den vermeintlich Sehenden die Augen. Aus dem Unheil wurde etwas Heilvolles; an-

ders als man vielleicht meinen und wünschen könnte, aber es bleibt etwas Heilvolles darin, wie Jonas sein Schicksal verwandelt jeden einzelnen Augenblick, den er aufs Spielfeld geht. „Voy, voy, voy!“, ich komme, gehe, ich stehe nicht am Rand, ich bin Teil dessen, was Gutes werden kann, wenn sich Menschen vertrauen, blind vertrauen, nicht aufhören, sich gegenseitig zuzurufen, wo sie stehen, gehen, sich bewegen, wie sie dran sind.

„Voy, voy, voy!“ Auch die erblindete Gottesdienstbesucherin tut zurzeit viel, um Teamplayerin zu werden, um sich einzubinden mit ihren Gaben. Sie will nicht auf ihrem Verlust hocken bleiben. Sie will neue Sichtweisen versuchen. Schon länger singt sie in einem Chor von blinden und sehenden Menschen mit. Konzerte, Auftritte... Das Ansehen, das sie dort erhält, gibt ihr viel Selbstvertrauen. Wer angesehen wird, kann selber stehen. Selbstbewusst sagt sie: „Manchmal denke ich, sehe ich mehr, spüre ich mehr als meine angeblich normal sehenden Chor-Mitsänger. Erstaunlich, wie denen manchmal der Klarblick fehlt, wie unsensibel die manchmal sein können“, sagt sie und die Mundwinkel lächeln ein wenig. „Aber dann kann ich ihnen was zu lernen geben.“ Nur damit ist der Schmerz der Frau noch längst nicht weggelächelt. Die bittere Frage: „Warum werde ich die Sonne, die Vögel unter dem Himmel, den Park nicht mehr mit meinen Augen sehen können?“ Es geht an die Nieren, dass sich nicht alles auflöst in einem Verstehen mit Klarblick. Noch nicht. Es geht an die Nieren, dass Gott manchmal anders heilt, als wir uns unseren Heilungsplan vorstellen.

Und für die Jünger, die zu blind sind, um zu verstehen, wird sich ebenso wenig alles auflösen. Für uns auch nicht. Vorerst. Aber ganz oben, nach 1000 Meter Aufstieg, da musst du zweimal hinsehen, um zu erkennen: Der eben noch den Blinden heilen konnte, wird ins Unheil getrieben und lässt sich dorthin ziehen. Bleibt nicht auf Beobachterposition, wenn es darum geht, die Ketten des Unheils auseinander zu reißen. So als wollte er sagen: Heilung fängt dort erst an, wo du den sicheren Beobachterposten verlässt. Denn von dort aus siehst du gar nicht richtig. Siehst du gar nichts! „Voy, voy, voy!“, ich komme jetzt aus der Beobachterposition heraus und gehe mitten in das Unheil hinein. Nicht aus Lust an der Selbstvernichtung, sondern, um nicht länger wegzusehen, wo sich der Schmerz, die Gewalt, Rache und Hass austoben. Bloß nicht wegsehen, denn es gibt Leiden, das nur so überwunden werden kann, indem nicht davon weggesehen wird. Ich sehe nicht weg, ich gehe genau dort hinein, sagt Jesus, „voy, voy, voy“. Ich werde ganz oben ankommen, um tief zu sinken. All das, damit ihr es nicht durchleiden müsst. Was bleibt da für uns zu tun? Jesus? Die Antwort öffnet die Augen: Beginnt hinzusehen, wirklich hinzusehen. Werdet sehend. Blind vor Wut um sich schießende Worte werden zu um sich schießender Wut. Für dieses Unheil gibt es von Gott her keinen Platz mehr in der Welt. Werdet sehend!

Und der Friede Gottes, höher als unsere Vernunft, bewahre euch Herzen, Augen und Sinne.
Amen.

ⁱ Kästner, Erich, Der Blinde, 1931.